



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Loorbeer : Erzählung : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Corbeer

Erzählung von August Niemann

(Fortsetzung)



Herr Nestel fügte sich, ging aber nachmittags ins Café und bestellte sich einen Absinth. Er hatte früher schon die Erfahrung gemacht, daß der Absinth etwas Beruhigendes habe, und seine Nerven verlangten nach einem Beruhigungsmittel.

Während er die Zeitungen durchstöberte und nach Kritiken seiner Werke suchte, trat der alte Schriftsteller ein, den er einmal nach Hause geführt hatte. Die Herren begrüßten sich und vertieften sich in ein Gespräch über den ihnen zunächst liegenden Gegenstand, die Litteratur. Der Alte war heute nüchtern.

Es ist doch sonderbar, sagte er, daß ein Denker wie Plato, der für alle Erscheinungen der Welt ein offnes, klares, wundervoll scharfes Auge hat, die Dichter aus seinem idealen Staat hat vertreiben wollen.

Darüber wundern Sie sich? Von Ihnen hätte ich das nicht erwartet, antwortete Herr Nestel.

So?

Nun, Sie denken bei Ihren vielen Pseudonymen doch nicht besonders hoch von der Dichtkunst. Übrigens vermute ich, daß es Eifersucht bei Plato gewesen ist. Der Neidhammel sah, daß die Theater voll waren und alle Welt die Dichter verehrte, während sich um ihn kein Mensch kümmerte.

Vielleicht. Aber er beneidete die Musiker nicht, wollte sie auch nicht austreiben, sondern wies der Musik eine hervorragende Stellung in der Jugend-erziehung an. Er hat darüber einen schönen Ausspruch gethan, nämlich daß die jugendlichen Seelen durch Musik gewöhnt werden müßten, das zu lieben, was sie im gereiften Alter durch Vernunftschluß als das Richtige zu erkennen befähigt würden. Aber von den Künstlern, die er nachahmende nennt, nämlich von den Malern und Dichtern, und von ihrer Kunst selbst denkt er nur gering.

Alte Zeiten! Überwundner Standpunkt! sagte Herr Nestel, der in keiner guten Laune war.

So leicht läßt sich Platos Ansicht doch nicht abthun, fuhr der Alte fort, sondern man sollte alle Ansichten, ob alt oder neu, hinsichtlich ihres innern Wertes prüfen. Nicht als stimmte ich Plato zu, aber seine Gründe sind es wert, erwogen zu werden. Er sagt, man könnte die Dichter Wundermänner

und Tausendkünstler nennen, weil sie alle Dinge des Himmels und der Erde, alle in das praktische Menschenleben, sowie in die spekulative Naturphilosophie einschlagenden Wissenschaften kennen müßten. Das sei aber nur Schein, denn allerdings schrieben sie über alles mögliche, über Tugend und Laster, Staatsverwaltung, Heerführung und bürgerliches Leben, aber damit sei noch nicht gesagt, daß sie das alles wirklich verstünden. Im Gegenteile wären sie von der Wahrheit um drei Grade entfernt. Dieser Ansicht sind auch die neuen jungen Dichter, die man Realisten, Naturalisten, Moderne nennt. Lauter Schüler Platons.

Was? Platoniker? Die kennen doch Plato gar nicht!

Vielleicht doch. Jedenfalls stimmen sie mit ihm überein, und er würde sich über sie freuen. Denn sie wollen auch die Dichter vertreiben und lauter Wahrheit bringen.

Sch verstehe Ihre Ironie, sagte Herr Nestel.

Wie das wechselt! fuhr der Alte fort. Die Leute, die in meiner Jugend den Geschmack beherrschten, gelten heute für Idioten. Schon die beliebten Dichter meines reifern Alters werden von der neuen Zeit zum alten Eisen geworfen. Wenn ich mir den Alkohol und das Nikotin abgewöhnen könnte, würde ich es gewiß noch erleben, daß die Modernen ausgelacht würden. Schattenbilder von Nachahmungen sind die Dichtungen, wie Plato sagt, deshalb ziehen sie wie die Schattenspiele der Orientalen auf der weißen Wand vorüber.

Wenn die Dichtkunst wirklich so niedrig stünde, sagte Herr Nestel, so müßte ich darüber weinen, daß ich meinen Säbel, mein Pferd und meine Kanonen nicht mehr habe. Aber ich denke nicht so, sondern als Dichter bin ich geradezu schöpferisch. Wie der Gott Platons schaffe ich Originale, allerdings nicht körperliche, aber solche, die mit geistigem Auge zu erblicken sind.

Immerhin tragen Ihre Romanfiguren nur insofern den Stempel des Wahren und interessiren also den Leser nur insofern, als sie natürlich, als sie lebenswahr sind, mit andern Worten, als sie gelungne Nachbildungen der Wirklichkeit sind. Nicht nur einen Kopf, zwei Arme und zwei Beine, sondern auch menschliche Gedanken und Empfindungen müssen Ihre Romanmenschen haben. Und beim Maler ist das ebenso. Übrigens will Plato die Dichter auch nicht deshalb verjagen. Dieser Grund genügt ihm nur zur Geringschätzung der nachahmenden Künste. Aber er behauptet, die Dichter stellten wegen ihrer Unkenntnis der Wahrheit falsche Bilder auf. Er sagt, die Schattenbilder der Dichtkunst verdürben durch ihre Fehler das Urteil der Menschen. Weil die Dichter über alle möglichen Dinge schrieben, deren eigentliche Natur ihnen unbekannt sei, wirkten sie mit ihren Schriften der rechten Erziehung entgegen. Und namentlich dadurch, daß sie die menschlichen Leidenschaften als etwas Schönes, Rührendes und Begeistrendes auf die Bühne brächten, verdürben sie die Seelen der Zuschauer. Denn der Wert der Seele, sagt er, bestehe in ihrer Unererschütterlichkeit. Besser als die Dramatiker seien die Epiker, denn sie könnten wenigstens die eigne bessere Einsicht gleich einem Chor auftreten lassen und die leidenschaftlichen Handlungen und Schwächen ihrer Gestalten in dieser Weise berichtigen. Die Dramatiker aber lieferten, als ob sie mit einem Spiegel umhergingen und darin alle Thorheit der Welt auffingen, lediglich Abbilder des Lebens.

Sch rechne nur mit der Neuzeit, sagte Herr Nestel, und möchte mir nicht

immer die Gegenwart durch die älteste Vergangenheit verdunkeln lassen, wenn ich auch die alten Griechen sehr verehere. Die Kunstleistung ist ein Ding für sich, das von der Erziehung, überhaupt vom praktischen Leben und auch von der Wissenschaft zu trennen, dagegen nach seiner eignen Natur zu beurteilen ist.

Dann stand er auf und ging weg. Er war zu philosophischen Erörterungen nicht mehr so geneigt wie früher. Er war sehr empfindlich geworden. Er hörte nicht gern Zweifel an dem Werte der Poesie aussprechen.

Heute arbeitete er fleißig bis tief in die Nacht hinein. Zwischen der Arbeit blickte er einigemal hoffnungsfreudig auf das Wort Lorbeer an seiner Wand. Er hatte beide Zettel aus der Pension mitgebracht.

Aber es schloß sich ein Tag an den andern, ein Blatt Papier fügte sich zum andern, es verging ein halbes Jahr, ohne daß Herr Nestel etwas tröstliches über das Schicksal seines Romans hörte. Von dem Agenten kamen nur trübe Nachrichten, eine Redaktion nach der andern lehnte ab. Aber der Agent blieb immer mutig und schien sich immer mehr für Herrn Nestels Meisterwerk zu begeistern. Lichtblicke in dieser Zeit waren für Herrn Nestel nur die guten Kritiken seiner ältern Werke. Sie kamen zwar spärlich, aber sie kamen doch, und alle Rezensenten lobten die Feinheit seiner Empfindung und seine Gedankentiefe. Saquenetta klebte alle Auschnitte, auch die ältern, von ihrem Manne gesammelten, der Zeitfolge nach in ein hübsch gebundnes Album.

Da kam zu Anfang des Winters, gerade als der erste Schnee fiel, ein Brief von dem Agenten, der so lautete: Hochgeehrter Herr Hauptmann, ich darf Ihnen die angenehme Mitteilung machen, daß es mir gelungen ist, Ihren vortrefflichen Roman „Strebende Geister“ bei der Redaktion der Bremer Rundschau anzubringen. Allerdings haben wir nicht den anfänglich ins Auge gefaßten Preis erzielt. Die Redaktion will nur tausend Mark für den Abdruck zahlen. Aber bei den jetzigen Zeitverhältnissen und der Überfüllung des Marktes möchte ich Ihnen ganz ergebenst raten, sich nicht zu spröde zu verhalten.

Herr Nestel seufzte, schrieb aber nach einigem Überlegen, er wolle den Roman für tausend Mark weggeben.

Zwei Tage später erhielt er einen neuen Brief von dem Agenten, worin dieser ihm schrieb, er könne das Honorar jetzt bei ihm in Empfang nehmen. Er, der Agent, berechne sich außer den 160 Mark für die Abschriften noch 250 Mark als seine Provision sowie 35 Mark 50 Pfennige für Porti und Telegramme, die Summe von 554 Mark 50 Pfennigen würde er sofort auszahlen. Mit ausgezeichnete Hochachtung u. s. w.

Herr Nestel knitterte den Brief zusammen und schleuderte ihn zu Boden. Über seine Lippen kam ein lauter Fluch, jodaß Saquenetta aus dem Nebenzimmer hereinjah.

Was ist dir? fragte sie. Wie siehst du aus!

O! rief er bitter, es ist seltsam, aber von Kleinigkeiten werden wir oft mehr geärgert als von großem Unglück. Da schreibt mir dieser Mensch — nein, denke nur! Ich habe ihm meine Forderung geschenkt, und er berechnet mir Provision!

Saquenetta faltete den Knäuel aus einander, las den Brief und sagte: Der Mann handelt nur geschäftsmäßig. So ein armer Agent, der kein Geld

hat, ist natürlich gemein. Vom Standpunkte des Kavaliere aus kann man keine Geschäfte treiben. Wenn du —

Aber sie hielt inne, weil ihr Mann so leidend ausah. Herr Nestel hatte wirklich einen schlimmen Unfall bekommen. Das Herz schmerzte ihn, sein Atem stockte.

Jaquenetta geriet in große Sorge. Sie schickte zum Arzt, und es bedurfte sorgfältiger Pflege, um dem Leidenden Erleichterung zu verschaffen. Er blieb mehrere Tage lang krank.

Als er wieder ausgehen konnte, ging er zu einem Rechtsanwält und legte ihm seine Korrespondenz mit dem Agenten vor.

Mein Herr Hauptmann, sagte ihm dieser, ich habe im siebenziger Krieg auch bei der Armee gestanden.

So?

Ich fühle mich noch als Ihr Kamerad und freue mich, daß Sie zu mir gekommen sind.

Das ist mir sehr angenehm.

Denn wenn Sie zu einem andern gegangen wären, der etwa Ihre Sache angenommen hätte, so würden Sie außer dem Rock wohl auch noch das Hemd verlieren.

Wie so?

Durch die Prozeßkosten! Mein lieber Herr Hauptmann, dieser Agent hätte ja das ganze Geld behalten können. So bekommen Sie doch noch mehr als die Hälfte. Und als ehemaliger Kamerad und erfahrener Jurist sage ich Ihnen: lassen Sie sich nie in Rechtshändel ein, außer wenn Sie jemand wegen Beleidigung verklagen können. Sonst vertragen Sie sich immer, mögen Sie sich noch so sehr betrogen glauben. Der einzige Schutz, den Sie finden, liegt in Ihrer eignen Vorsicht, indem Sie bei jedem Geschäft annehmen, der, mit dem Sie zu thun haben, sei ein ganz abgeseimter Spitzbube. In der Jurisprudenz gilt der Grundsatz: quisquis praesumitur bonus. Das heißt: man muß nachweisen, daß jemand ein Unrecht begangen habe, und von dieser Schwierigkeit leben wir Advokaten sowie alle Richter und überhaupt alle Juristen. Noch eins, setzte er hinzu, als Herr Nestel schon an der Thür war, wenn Sie wieder Geschäftsbriefe erhalten oder schreiben, verlassen Sie sich nicht auf Ihr Urteil allein, sondern zeigen Sie die Briefe jemand, der im Geschäftsverkehr steht: dem Kaufmann, bei dem Sie Ihre Cigarren kaufen, oder dem Oberkellner, wo Sie Ihren Frühschoppen trinken. Oder sind Sie vielleicht verheiratet?

Ja, sagte Herr Nestel.

Nun, dann bereden Sie doch das Geschäftliche mit Ihrer Frau Gemahlin! Gewiß haben Sie das versäumt. Die Frauen, die die Wirtschaft führen und täglich um Butter, Eier, Fleisch und Gemüse zu handeln haben, verstehen sich auf alle Pfiffe und Kniffe so gut wie die Geschäftsleute.

Meinen besten Dank! erwiderte Herr Nestel.

8

Es wurde sehr still im Hause. Jaquenetta vermied es, auf die leidige Angelegenheit zurückzukommen, aber sie sah mit tiefer Besorgnis, daß ihr Mann sich in seinem Wesen veränderte. War es nur der Ärger? War es ein bedenkliches Herzleiden? Er arbeitete gar nicht mehr am Tage, sondern

nur nachts, und die Arbeit schien ihm nicht mehr von der Hand zu gehen. So verging ein Vierteljahr. Herr Nestel war auf die Forderungen des Agenten eingegangen und hatte die kleine Summe erhalten. Aber er saß oft trübselig da, und Saquenetta machte die Wahrnehmung, daß er oft nach Ab-sinth roch.

Lieber Karl, sagte sie eines Tages, laß uns einmal vernünftig reden. Wie weit bist du mit deinem neuen Roman?

Sein Gesicht verzog sich. Glendes Werk! sagte er. Es kommt nicht vorwärts. Ich habe keinen Mut mehr.

Wer wird sich nur gleich so niedererschlagen lassen! Gewiß ist die Arbeit gut. Alles, was du schreibst, ist geistreich.

Meinst du wirklich?

Laß mich einmal sehen, was du geschrieben hast. Ich habe nur einen simplen Verstand, aber oft kann gerade eine Frau auch dem gescheitesten Mann praktischen Rat geben. Warum hast du mir nie dein Manuscript gezeigt?

Ich weiß nicht, mir käme das wie eine Entweihung meiner Arbeit vor. Verzeih mir!

O, ich kann mir das schon vorstellen. Das ist ganz natürlich. Und wenn du es nicht gern thust — Zwang thu dir ja nicht an!

O nein, so eitel bin ich nicht, sagte er. Du sollst es lesen.

Er holte sein Manuscript, und Saquenetta studirte den ganzen Abend darin.

Am andern Morgen sagte sie: Lieber Karl, der Roman ist sehr tief und gedankenreich. Aber es ist noch sehr wenig, und dann fürchte ich auch, daß die Mehrzahl der Leser oder Leserinnen — denn die Männer lesen ja keine Romane — die Bedeutung des Buches gar nicht zu würdigen wissen wird.

Er lachte höhnisch.

Nur nicht aufgeregert! sagte sie. Ich spreche als Freund.

Wenn du es besser verstehst, so schreibe du doch! rief er.

Saquenetta ließ ihn allein, aber am Abend fing sie wieder davon an.

Lieber Karl, sagte sie, ärgere dich nicht über das, was ich dir sage. Ich sage es aus Liebe zu dir. Du sagtest mir heute Morgen, ich möchte schreiben. Das ist mir durch den Kopf gegangen. Ich kann nicht schreiben. Ich habe es nie versucht. Meine Orthographie ist nicht fest, ich habe auch keinen Stil. Aber wenn du die Mühe nicht scheuen wolltest, durchzusehen und zu corrigiren, was ich geschrieben hätte, so möchte ich wohl versuchen, das, was du gedichtet hast, umzuarbeiten. Mir sind allerhand Einfälle gekommen, und ich glaube, ich könnte die gute Idee des Romans so ausführen, daß er den Lesern gefiele.

Thu's doch! Immer zu! rief er. Dabei lachte er wieder, und sein Lachen erschreckte Saquenetta. Aber sie sagte nichts weiter.

Dafür bemerkte Herr Nestel, als er am andern Morgen um neun Uhr zum Frühstück kam, daß Saquenetta, sauber gekleidet, ihr weißes Häubchen auf dem Kopfe, mit Papier, Tinte und Feder am Kaffeetische saß. Ihr Gesicht strahlte.

Ich schreibe schon seit einer Stunde! rief sie vergnügt. Dann stand sie auf, gab ihm einen Kuß und brachte ihm sein Frühstück.

Er blieb stumm, war aber freundlich, zog sich an seinen leeren Schreibtisch zurück und starrete an die Wand.

Um elf Uhr sah er wieder nach Saquenetta. Sie schrieb. Er ging aus,

kam um ein Uhr zum Mittagessen zurück und fand Zaquenetta an ihrem Nähtisch schreibend. Nach dem Essen ging er ins Café, las Zeitungen, trank Absinth, dichtete einen satirischen Vers, ein Epigramm, auf die Frauen, das er auf seine Manschette schrieb, und ging um sieben Uhr nach Hause.

Zaquenetta kam ihm freudestrahlend mit einem Paket entgegen. Er blätterte. Sie hatte im Laufe des Tages fast einen halben Band geschrieben.

Bitte, lies es! sagte sie.

Er biß die Zähne zusammen und zog sich an seinen Schreibtisch zurück.

Es ist gräßlich! sagte er sich. Sie hat meine beiden ersten Kapitel in einem Meer von Trivialitäten ersäuft. Er stieß das Papier zurück und verbarg das Gesicht in den Händen. Endlich raffte er sich auf und ging zu Zaquenetta, die ihm erwartungsvoll entgegen sah.

Mein gutes Weib, sagte er, ich bewundere deinen Fleiß und deine Aufopferungsfähigkeit. Über dein Manuskript erlaube ich mir kein Urteil. Es ist, offen gestanden, ganz anders, als ich schreibe, aber möglicherweise ist es weit wirkungsvoller als was ich geschrieben habe.

Und meine Orthographie? Und mein Stil?

Das sind Nebensachen.

So darf ich fortfahren?

Du bist ein Engel.

Zaquenetta fuhr wirklich fort. Ebenso gelassen, bedächtig, geduldig, unermüdlich, wie sie früher Strümpfe gestrickt und Wäsche gesäumt und gezeichnet hatte, füllte sie nun ein weißes Blatt nach dem andern mit ihrer zierlichen mädchenhaften Handschrift. Bald schrieb sie auf dem Nähtisch, bald auf einer Ecke des Eßtisches. Eines Morgens sah sie ihr Gatte sogar in der Küche schreiben, wo sie eine Lampe beiseite geschoben hatte, um Platz zu haben. Herr Nestel war drauf und dran, ihr seinen Schreibtisch anzubieten, damit sie doch einen festen, bequemen Sitz hätte, doch unterließ er es in der Hoffnung, selbst etwas zu stande zu bringen. Aber er schrieb nichts als einige Artikel über die moderne Taktik, die Aufnahme in einer Fachzeitschrift fanden. Er war zu unruhig. Das Bild seiner eifrigen Frau bedrückte ihn wie ein Alp. Er lief in der Stadt umher und trank seiner Nerven wegen vormittags, nachmittags und abends. Nur wechselte er mit dem Stoff. Des Morgens trank er Cognac, nachmittags Absinth, und abends saß er beim Bier. Zaquenetta trank tagsüber einen Liter Milch und überreichte ihm, wenn er spät nach Hause kam, regelmäßig einen Stoß von dreißig, vierzig, fünfzig beschriebenen Blättern.

Sein einziger Genuß war es dann, in den Nachtstunden, während sie schlief, ihr Manuskript ingrimmig auf zwei Drittel des Umfangs zusammenzustreichen und dabei höhnisch zu lächeln.

Nach Verlauf von acht Wochen war der Roman fertig und umfaßte nach seiner Berechnung zwei starke Bände.

Liebes Männchen, sagte Zaquenetta freundlich, nun setzest du deinen Namen darauf und —

Meinen Namen? fragte er heftig. Wie kann ich dich und die Welt so betrügen? Es ist dein Roman.

Aber darauf kommt es doch nicht an. Und ist nicht die Idee von dir? Hat deine Umarbeitung nicht das Werk erst ermöglicht?

Nein, durchaus nicht. Ich wasche meine Hände in Unschuld.

Nun, ich will dir die Verantwortung und die schlechten Rezensionen nicht aufbürden. Vielleicht ist es auch vorteilhafter, wenn ein besser klingender Name darüber steht. Saquenetta Nestel-Mantilla.

Das soll besser klingen?

Ich meine für des Lesers Ohr. Offen gestanden habe ich es niemals für praktisch gehalten, als Karl Nestel zu schreiben. Der Name ist zu wenig klangvoll. Er ist zu kurz, zu gewöhnlich. Es giebt eine ganze Anzahl von Autoren, die man nur deshalb kennt, weil ihre Namen ins Ohr fallen. Drei oder vier Silben im Vornamen und Familiennamen sind nötig. Und es muß klingen. Das hast du nicht bedacht, sonst würdest du schon zu Anfang ein Pseudonym gewählt haben. Wer Saquenetta Nestel-Mantilla nur einmal gehört oder gelesen hat, vergißt es nie wieder. Ist doch der Name Mantilla allein schon weit bekannt!

Herr Nestel ging zur Redaktion eines angesehenen Familienblattes, das früher einmal eine Novelle von ihm gebracht hatte.

Ich habe Ihnen eine neue, größere Arbeit anzubieten, sagte er.

Wir haben allerdings Überfluß an Material, entgegnete ihm der Redakteur, aber schicken Sie uns nur Ihr Manuskript.

Es ist nicht mein Manuskript, sagte Herr Nestel zögernd, es ist eine Arbeit meiner Frau. Ein Roman.

Ah! sagte der Redakteur. Bitte, nehmen Sie Platz!

Es scheint mir fast so, sagte Herr Nestel pikirt, als ob Ihnen das lieber wäre.

O, ich bitte, durchaus nicht. Ihr Name hat den besten Klang. Aber ich kann nicht leugnen, daß Ihre Arbeiten etwas schwer für das Publikum sind. Und dann verkehren, unter uns gesagt, die Verleger und Redaktionen eigentlich lieber mit Frauen als mit Männern.

Weshalb?

Nun, Sie nehmen mir das nicht übel, aber wir halten die Schriftstellerinnen für bescheidner, ordentlicher, pünktlicher als die Schriftsteller. Das heißt im allgemeinen. Ich bitte das nicht als gegen Sie persönlich gerichtet zu nehmen. Jedenfalls darf ich Ihnen versichern, daß wir kein Vorurteil gegen die Arbeit Ihrer Frau Gemahlin hegen, und ich bitte Sie, mir das Manuskript zu zeigen. Wir nehmen auch schon deshalb gern Arbeiten von weiblicher Hand, weil unser Lesepublikum fast ganz aus Damen besteht.

Und wann darf ich auf Entscheidung rechnen?

Ich hoffe, daß wir Ihnen in vier Wochen Antwort geben können.

Das ist sehr lange.

Wir haben viel zu lesen, sagte der Redakteur achselzuckend.

Herr Nestel brachte seiner Frau diese Antwort, trug selbst das Manuskript auf das Bureau, und das Ehepaar beschloß, sich in Geduld zu fassen.

Aber schon am vierten Tage erschien der Redakteur persönlich in der Nestelschen Wohnung, gerade als Herr Nestel mit seiner Frau nach Tisch beim Kaffee saß. Das Gesicht des Herrn hatte einen viel freundlicheren Ausdruck als bei dem Besuche Herrn Nestels.

Zufälligerweise, sagte er, habe ich das Manuskript gleich gelesen. Ich hatte Zahnschmerzen und konnte nicht schlafen, da habe ich es in den letzten Nächten vorgenommen. Ich kann Ihnen mit Vergnügen sagen, gnädige Frau, daß mir der Roman sehr gefallen hat. Ich habe darüber mit dem Verleger

gespröchen, und er ist entschlossen den Roman zu erwerben. Doch möchte er eine Bedingung daran knüpfen.

Welche Bedingung? fragte Saquenetta, die, wie ihr Mann mit Bewunderung bemerkte, einen ganz veränderten Ausdruck, eine kalte Geschäfts- miene angenommen hatte.

Der Verleger wünscht, daß Sie ihm auch die nächste Arbeit Ihrer Feder anvertrauen. Er möchte das Vorkaufsrecht auf alle Ihre künftigen Arbeiten und, falls Sie etwa noch ungedruckte Sachen haben, auf alle Ihre Arbeiten erwerben, sodaß Sie verpflichtet sein würden, uns alles zuerst zu zeigen. Nur in dem Falle, daß wir ablehnten, dürften Sie anderweit darüber verfügen.

Und wieviel würden Sie für den Roman zahlen, wenn ich auf die Bedingung einginge? fragte Saquenetta.

Obwohl es eine Erstlingsarbeit ist, wollen wir das Honorar sehr anständig bemessen. Der Verleger will für das Recht des alleinigen Abdrucks in unserm Blatte fünfzehnhundert Mark zahlen.

Ah, das ist sehr annehmbar! fuhr es Herrn Nestel, der mit freudigem Staunen und doch heimlicher Empörung zugehört hatte, unwillkürlich heraus. Doch brachte ihn ein kleiner verstohlener Tritt seiner Frau wieder zum Schweigen.

Bilden Sie sich wirklich ein, sagte Saquenetta, daß ich mich Ihnen wie eine Sklavin verkaufen werde? Das fällt mir gar nicht ein. Fünfzehnhundert Mark sind auch kein Honorar für den Roman. Befreundete Litteraten haben mir gesagt, daß ich für diese Arbeit mindestens dreitausend Mark fordern könnte. Und wenn Sie die nicht zahlen, gehe ich zu einem besser zahlenden Blatte.

Aber gnädigste Frau, sagte der Redakteur eifrig, Sie finden keinen kulantern Verleger. Überlegen Sie, ob Sie gut daran thun, einen so günstigen Vorschlag abzulehnen! Fassen Sie doch die Bedingung des Verlegers im rechten Sinne auf! Der Vorteil ist doch ganz auf Ihrer Seite, wenn Sie einen festen Abnehmer für alle Ihre Arbeiten haben. Wir steigern das Honorar nach und nach, wenn das Publikum Geschmack an Ihren Sachen findet.

Sparen Sie Ihre Überredung, sagte Saquenetta, ich denke nicht daran, mir von Ihnen die Hände binden zu lassen.

Und wenn wir Ihnen für diese Erstlingsarbeit zweitausend Mark zahlen? Dreitausend, sagte Saquenetta.

Der Redakteur stand auf.

Ich bedaure, dann die Verhandlung abbrechen zu müssen.

Es ist nicht meine Schuld, sagte Saquenetta.

Der Redakteur verneigte sich und ging. An der Thür aber hielt er inne und wandte sich zu Herrn Nestel. Haben Sie noch einige Minuten Zeit zu einer Besprechung unter vier Augen? Es betrifft Ihre Novelle.

Gern, sagte Herr Nestel.

Belehrtester Herr Kollege, sagte der Redakteur, als er mit Herrn Nestel allein war, Ihre Novelle war nur ein Vorwand. Ich wollte Sie in Ihrem eignen Interesse und in dem Ihrer Frau Gemahlin bitten, sich meine Vorschläge noch einmal zu überlegen. Frauen verstehen nichts von Geschäften, und Ihre Frau Gemahlin ist von einer Hartnäckigkeit — Sehen Sie, ich bin wirklich in Verlegenheit. Wir als Kollegen in litteris verstehen uns. Bieten Sie doch Ihren Einfluß auf!

Inwiefern? Ich verstehe Sie nicht.

Sehen Sie, der Verleger drückt auf mich von der einen, Ihre Frau Gemahlin von der andern Seite. Mein Verleger machte mir gestern eine Szene, sagte, ich verstehe nicht, die rechten Talente aufzufinden und festzuhalten. Der Roman Ihrer Frau Gemahlin ist wie gemacht für unser Blatt, aber keinesfalls will mein Verleger mehr als zweitausend Mark für eine Erstlingsarbeit zahlen. Und wenn ich Ihre Frau Gemahlin nicht dauernd gewinne, habe ich Unannehmlichkeiten. Auf der andern Seite geht Ihnen, wenn Ihre Frau Gemahlin hartnäckig bleibt, ein gutes Geschäft verloren. Sie sehen das ein!

Herr Nestel redete mit dem Redakteur hin und her und versprach schließlich, mit seiner Frau zu reden.

Aber Saquenetta entgegnete: Liebes Männchen, was der eine giebt, das giebt auch der andre. Kann eine Redaktion den Roman gebrauchen, so kann es auch die andre. Du schreibst jetzt einen Brief und forderst darin einfach das Manuscript zurück.

Herr Nestel folgte.

Da kam nach zwei Tagen der Verleger selbst. Er spielte den leutseligen großen Herrn, als ob sein bloßes Erscheinen sogleich alle Wirrnisse lösen würde. Er hatte mit Bedauern von den Mißverständnissen gehört, die zwischen der gnädigen Frau und seinem Chefredakteur entstanden wären, und wiederholte den Vorschlag eines dauernden Engagements, indem er zugleich zweitausendfünfhundert Mark für den ersten Roman bot.

Saquenetta ließ ihn ruhig zu Ende reden, blieb aber völlig ungerührt. Weder die Liebenswürdigkeit, noch die Größe des reichen Verlegers erschütterte ihre Ruhe. Ja, sie zeigte sich entrüstet. Mit einer Miene, die ihrem Gatten plöblich das Vampyrbild des Malers Dietrich und die grausamen Augen des kauenden Weibes in die Erinnerung riefen, erhob sie sich und sagte: Ich lasse nicht um ein Kunstwerk mit mir handeln. Dreitausend Mark für den Abdruck, und keinerlei Verbindlichkeit für mich! Sonst bekommen Sie niemals auch nur einen Strich von mir zu sehen!

Der unweibliche Ausdruck erschreckte Herrn Nestel. Aber er schien bei dem Verleger gut zu wirken. Seine lächelnde, gnädige Miene verschwand, er wurde sehr ernst und sagte mit unangenehmem Tone: Ich sehe, in Ihnen steckt ein zäher Geschäftsmann. Aber sei es drum. Ausnahmsweise will ich diesmal auf eine Bedingung eingehen, deren Annahme Sie lediglich meinem Vertrauen zu Ihrer Arbeit und meiner vielleicht zu weit getriebnen Nachgiebigkeit zu verdanken haben.

Dann verabschiedete er sich mit kühler Verbeugung, und am folgenden Morgen brachte einer seiner Kommis dreitausend Mark in blauen Hundertmarzscheinen. Saquenetta quittirte und gab lachend ihrem Gatten, der ratlos, verlegen und innerlich wütend dabei stand, einen Kuß.

Etwas habe ich doch bei meinem Vater gelernt, sagte sie. Die Impresarios, die Theaterdirektoren und die Verleger sind alle derselbe Schlag, und wenn sie nicht getreten werden, treten sie. Der Sorte muß man imponieren, sonst halten sie einen für nichts.

Ihr Mann preßte die Lippen zusammen. Er kam sich unsagbar einfüchtig vor.

Und nun, lieber Karl, sagte Saquenetta, müssen wir etwas für den Ruhm

thun. Du gehst ja so wie so von einem Café ins andre. Befreunde dich mit den Kritikern! Wir setzen einen jour fixe an. Jeden Dienstag Abend werde ich empfangen. Loothe mir die ganze Bande hierher! Überhaupt, setze sie hinzu, geht die eigentliche Arbeit jetzt erst an.

Wieso?

Jetzt heißt es, sich kostbar machen. Mein Vater könnte Millionär sein. Und mit den Schriftstellern geht es wohl ebenso wie mit den Künstlern. Man darf sein Licht nicht unter den Scheffel stellen.

Du bist sehr klug.

Nun, was ist dabei für große Klugheit? Das versteht sich doch wohl von selbst, daß Klappern zum Handwerk gehört. Wer seine Arbeit ruhig hin macht und immer bereit ist, auf Verlangen zu arbeiten, der wird für nichts geachtet. Man muß sich rar machen. Dreitausend Mark sind doch gar kein Geld. Ich habe den Roman verschenkt. Der eine bekommt dreitausend, der andre dreißigtausend Mark für seine Arbeit, und der Unterschied liegt nur in der geschäftlichen Mache. Nur nicht bescheiden! Qui se fait brébis, le loup le mange. Nur sich nicht einbilden, man würde von selbst berühmt!

Wie sie sich veränderte! Wie die verständige, bescheidne junge Frau Zuversicht bekam! Herr Nestel sah es mit Staunen und Bestürzung. Er saß heute eine volle Stunde wie vernichtet am Schreibtisch.

Da wurde eine Kiste gebracht. Das Bild des Vampyr's kam daraus hervor. Es war, da es nicht verkauft worden war, in Saquenettas Besitz übergegangen.

Herr Nestel riß die Blätter mit den Worten *exercice* und *Lorbeer* von der Wand über seinem Arbeitstisch, warf sie in den Papierkorb und hängte an der Stelle den Vampyr auf.

9

Auf Wunsch seiner Frau, die sich nicht die erforderliche Bildung zutraute, übernahm es Herr Nestel, die Korrekturen des Romans zu lesen. Diese kamen nämlich sehr bald nach dem Abschluß des Vertrags. Wiederum staunte er, als er nun das Werk im Satz vor sich sah, über das günstige Urteil, das sich Redaktion und Verleger von diesem Roman gebildet hatten. Ihm kam die Arbeit höchst wässerig, höchst trivial vor. Die Charaktere waren verschwommen, die Komposition zerflatterte. Aber er bemerkte noch etwas, was ihm bis jetzt entgangen war. Der Roman war von einem Hauche von Sinnlichkeit durchweht, von naiver Sinnlichkeit. Es fand sich zwar nicht ein einziges anstößiges Wort darin, aber alles drehte sich um die Liebe. Sie war bei allen Ereignissen die einzige bewegende Kraft. Die männlichen Figuren waren allerdings Offiziere, Beamte, Kaufleute, aber man merkte nichts von ihrem Beruf und ihrer Arbeit, sondern sie trachteten, gleich den weiblichen Figuren, nur nach Liebe und Heirat. Ein Duft von Myrten ging durch das Werk.

Herr Nestel lächelte hierüber. Wie weise, sagte er sich, hat doch der Librettist der Oper *Margarete* gehandelt, indem er den Doktor Faust nur verliebt machte! Einfältiger Goethe, der du diesen alten Alchymisten von dem Drange nach Wissenschaft verzehrt und von Verzweiflung über das *ignorabimus* ergriffen darstelltest! Verliebt war der Mann und wollte jung werden, um eine hübsche Geliebte zu besitzen.

Was schreibe ich jetzt wohl? fragte Saquenetta. Hilf mir, Karl! Du hast so gute Ideen, und ich habe gar keine.

Mein lieber litterarischer Schatz, sagte er, mir scheint jetzt die Frage der sozialen Stellung des Weibes im Vordergrunde des allgemeinen Interesses zu stehen. Es giebt so viele Mädchen, die keinen Mann finden, weil die Erwerbsverhältnisse schwieriger geworden sind, und es giebt so viele Töchter aus guten Familien, die daran denken müssen, sich selbst ihr Brot zu verdienen, ganz abgesehen von den Töchtern der Armen, die immer schon Lohnsklavinnen waren. Du könntest diese Verhältnisse in einem Roman schildern. Du machst ein edelsinniges junges Mädchen, das kein Geld hat, zur Heldin und zeigt sie um ihre Existenz kämpfend, bis sie schließlich einen edelsinnigen schönen jungen Grafen heiratet, der eine Million besitzt und in einem Garder-Kavallerieregiment dient. Seine Eltern sind gegen die Verbindung, er aber überwindet alle Hindernisse, und am Schluß ist eine große Hochzeit, wo alle vornehmen Verwandten in den großartigsten Toiletten erscheinen, das arme Mädchen aber im Brautschleier alle überstrahlt.

Das ist eine sehr gute Idee. Aber die Handlung — wie soll die sein?

Fang damit an, daß ein General plötzlich stirbt und fünf Kinder hinterläßt, drei Mädchen im Alter von sieben bis zu einundzwanzig Jahren, und zwei Söhne, die Leutnants sind. Alle fünf sind verwöhnt, aber der General hinterläßt nur die Kautions, die seine Braut zur Verheiratung mitgebracht hatte, und dazu die Militärpension seiner Witwe. Nun ist große Not, da die Kinder nicht mehr standesgemäß leben können. Nur Angelika, die jüngste, hat Mut und Thatkraft, wird Gouvernante, Begleiterin einer vornehmen alten Dame, wird schmählich behandelt, magert ab, liebt dazu unglücklich und so weiter.

Sehr gut, lieber Karl, das werde ich machen. Bitte, hole mir ein Duzend der beliebtesten englischen Romane, damit ich daraus noch mehr Handlung nehme. O, ich bin ganz entzückt von deiner Idee!

Herr Nestel besorgte die englischen Romane, und seine Frau machte sich ans Werk. Er las fernerhin nur noch Korrekturen und ließ es sich angelegen sein, die Freundschaft der Kritiker und anderer Helden von der Feder zu erwerben. Zum nächsten Quartal wurde eine größere Wohnung gemietet, und die Dienstagabende der Frau Saquenetta Nestel-Mantilla nahmen einen guten Verlauf. Saquenetta zeigte sich lebenswürdig und galt für geistreich, duzendweise kamen die Journalisten, Feuilletonisten und Kritiker, und bald hatte der Salon der klugen Schriftstellerin einen gewissen Ruf erlangt. Besonders zeigte sich Herr Krügel als aufmerksamer Besucher dieses Salons, und das war wertvoll, da er das Feuilleton eines der größten Tagesblätter beherrschte und bei vielen andern Zeitungen mitsprach. Sein Mißtrauen gegen Herrn Nestel schien er überwunden zu haben, er war gewissermaßen der Adjutant und Geheimsekretär Saquenettas, für die er die größte Verehrung hegte, und er ließ es sich angelegen sein, ihren Ruhm überall zu verbreiten.

Herr Nestel ging dabei mit stiller Selbstironie umher. Er fühlte, daß er der Mann seiner Frau wurde, er verachtete sich selbst, aber er tröstete sich mit Betrachtungen über die Thorheit der Welt, so gut er konnte. Oft saß er schweigsam in der Gesellschaft, die sich um seine Frau versammelte, und verglich die neuen Leute mit den alten Kameraden. Diese hatten ihm besser gefallen, als die Schar von Geistreichen, die er nun um sich sah. Denn geistreich waren sie alle mehr oder weniger, diese Schriftsteller, Journalisten und

Kritiker. Das Gespräch drehte sich immer um Litteratur. Alle neuen Erscheinungen wurden besprochen, meistens in skeptischem Tone, oft auch mit neidischer Bewunderung. Und die Gegenstände des Neides wechselten wie die Jahreszeiten. Saquenetta wußte mit ihrem klaren, nüchternen Verstande immer eine beherrschende Stellung in ihrem Kreise zu behaupten, und zuweilen überraschte sie ihren Mann durch Bemerkungen, die gewissermaßen den Nebelschleier des geistreichen litterarischen Gesprächs zerrissen und den Punkt hervorhoben, der verdeckt im Hintergrunde stand, nämlich die Geldfrage. Sie machte auch gute Toilette und sah sehr vorteilhaft aus. Sie schien mit jedem Vierteljahre schöner zu werden, ihre litterarische Arbeit hob ihren geistigen Ausdruck. Mit der Verpflegung war es an den Dienstagabenden nur bescheiden bestellt. Saquenetta wollte die materielle Güte den reichern Leuten überlassen und mehr für geistige Nahrung sorgen, wie sie sagte. Es gab Thee, Bier und kleine Butterbrote.

Eines Tages begegnete der Hauptmann seinem alten Bekannten aus der Pension, dem Geigenspieler Buchwald.

Wie geht es Ihnen? fragte er.

Schlecht, schlecht, sagte dieser.

Thut mir leid. Und der russische Mops? Ist er noch in der Pension?

Nein. Der Börsenjobber hat sich aufgehängt, und die Russin ist nach Paris gezogen.

Wegen des Börsenjobbers?

Vielleicht. Es scheint, sie hat ihn ruiniert. Einige behaupten es wenigstens.

Besuchen Sie uns doch, Herr Buchwald, wir haben Dienstags jour fixe. Sehr gern.

Und bringen Sie Ihre Geige mit. Es wird erfrischend sein, etwas Musik zu hören. Können Sie nicht auch einen Pianisten mitbringen?

Herr Buchwald versprach es, und von nun an erweiterte sich der litterarische Kreis zu einem litterarisch-musikalischen.

Bald wurde auch der zweite Roman Saquenettas fertig, binnen einem Vierteljahre. Inzwischen war der erste gedruckt worden, und es waren beinahe zwei Duzend Briefe von verschiedenen Redaktionen eingelaufen, worin Saquenetta gebeten wurde, Mitarbeiterin zu werden und ihren nächsten Roman einzusenden.

Aber sie antwortete auf jeden Brief, sie müsse bedauern, von dem schmeichelhaften Anerbieten der geehrten Redaktion keinen Gebrauch machen zu können, weil ihr bisheriger Verleger ihr volles Vertrauen besitze.

Der erste Roman erschien in Buchform bei demselben Verleger, der ihn zum Abdruck erworben hatte, und brachte ihr als Buch noch einmal tausend Mark ein. Saquenetta bot nun auch ihren zweiten Roman an und erhielt, indem sie die Briefe der andern Redaktionen vorzeigte, ohne Kampf sechs-tausend Mark für den Abdruck in derselben Zeitung, worin der erste gestanden hatte. Sie wurde als ein neu aufgehender Stern betrachtet. Nun fingen auch die Besprechungen des ersten Romans an zu erscheinen. Herr Nestel machte im Café Jagd darauf. Ein einziger Rezensent unterstand sich, Saquenettas Roman „das rechte Futter für Leihbibliotheken“ zu nennen und über das flache Schablonenwerk den Stab zu brechen, indem er das Überwuchern der Produkte von Blaustrümpfen beklagte; aber im übrigen wurde der Roman

sehr gelobt, und Herr Krügel insbesondre brachte ein Feuilleton über Saquenetta, das ihrer Eitelkeit in hohem Maße schmeicheln mußte.

Bei alledem hatte Saquenetta wenig frohe Tage. Sie schien ihre Natur verändert zu haben, sie war reizbar, heftig geworden, sie schlief oft schlecht, und es hatte den Anschein, als ob die anhaltende Arbeit am Schreibtiſche und das Nachdenken über ihre poetischen Gestaltungen ihre Nerven übermäßig anstrengten.

Herr Nestel warnte sie. Übernimm dich nicht, lieber Schatz, sagte er. Du schadest dir, und du machst dir selber Konkurrenz, wenn du so fleißig bist. Lieferst du aller zwei Jahre einen Roman, so ist es genug, und du bekommst dann für eine Arbeit ebenso viel Geld, wie du für drei oder vier Romane bekommst, wenn du sie rasch auf einander folgen läßt. Alles Kostbare ist selten, alles Seltene ist kostbar. Ich wiederhole nur deine eignen Worte.

Aber Saquenetta brauste ungeduldig auf. Lehre du mich doch nicht schreiben! rief sie. Ich dünkte, deine Erfolge wären nicht darnach angethan! Es schien ihr Bedürfnis geworden zu sein, täglich mindestens vier Stunden lang die Feder zu halten, oder fühlte sie, daß langsames Arbeiten und reifliches Nachdenken ihr nichts nuzten? Am wohlthätigsten für ihre Nerven schien die Gesellschaft Herrn Krügels auf sie zu wirken. Dieser talentvolle Herr war jetzt täglich bei Nestels, und Saquenetta erklärte ihn für ihre wertvollste litterarische Stütze. In der That half er ihrem Ansehen sehr durch beharrliche Erwähnung ihrer Arbeiten. Er hatte großes Geschick für kleine Notizen, die das Publikum immer wieder an Saquenetta Nestel-Mantilla erinnerten. Bald hieß es, sie hätte einen neuen Roman angefangen, bald hieß es, sie würde in ein Seebad reisen; dann wurde wieder berichtet, es sei eine französische Übersetzung ihrer Werke in Vorbereitung. Kurz, in der verschiedensten Art wußte Herr Krügel über sie zu schreiben. Auch bemerkte Herr Nestel, trotz seiner kurzen Anwesenheiten zu Hause, daß Saquenetta viel mit Herrn Krügel umherstreifte. Sie besuchte mit ihm Ausstellungen, Konzerte und Theater, machte auch lange Spaziergänge mit ihm, um, wie sie sagte, das Volk bei der Arbeit aufzufuchen. Da das alles aber für ihre litterarische Thätigkeit notwendig war, so konnte der Gatte nichts dagegen sagen.

Zuweilen hatte Herr Nestel noch krampfhaftige Anwandlungen von Schaffenslust. Dann schwebte ihm der Gedanke vor, er könnte durch ein tiefes, gehaltvolles Buch seinem Namen Glanz verleihen und sein Gewissen versöhnen. Dann warf er sich auf eine philosophische Arbeit, die in einem geheimen Fache ruhte, und spann seine Ideen aus. Denn die Lust zum Dichten hatte er verloren. Er sah ein, daß er es mit seiner Frau nicht aufnehmen konnte. Besonders lähmte es seine Energie, daß er öfter im Café oder Restaurant im Kreise befreundeter Litteraten darauf angesprochen wurde, daß er der Gatte der Frau Saquenetta Nestel-Mantilla sei. Und so kam auch seine philosophische Arbeit nicht vorwärts: er betrachtete sie mit Mißtrauen.

Sein liebster Verkehr war jetzt der alte Professor Mantilla geworden. Bei ihm traf er Leute, die von Litteratur wenig wußten, und Gespräche über Musik hatten für ihn nichts Verlezendes, während er in litterarischen Kreisen immer die Besorgnis hegte, das nächste Wort könnte eine wunde Stelle bei ihm treffen. Auch der alte Geigenvirtuos selbst war ihm ein erquicklicher Verkehr. Die beiden Herren saßen oft eine halbe Stunde lang stumm einander gegenüber und rauchten ihre Cigarren. Der Professor behalf sich seit

der Verheiratung seiner Tochter mit einer Wirtschafterin, der er Unterricht im Kochen erteilte. Er kam auch zuweilen ins Haus seines Schwiegersohnes, und Sonntags speisten die Kinder regelmäßig bei dem Alten. Aber von Saquenettas litterarischen Arbeiten wollte er nichts wissen. Er war nicht zu bewegen, einen Roman von ihr zu lesen, und zuckte geringschätzig die Achseln, wenn davon die Rede war. Vielleicht war dies die eigentliche Ursache der freundschaftlichen Gefühle Karl Nestels für den Schwiegervater.

10

Auch Saquenettas zweiter Roman, der den Titel trug: „Der Sieg der Frau,“ war als Buch erschienen und wurde sehr günstig besprochen. Da kam eines Tages eine ältere Dame zu der Schriftstellerin und stellte sich als Präsidentin eines Vereins zur Hebung weiblicher Bildung vor. Sie lud Saquenetta zu einem Jahresfeste des Vereins ein und bat sie, dort einen Vortrag zu halten.

Saquenetta nahm nach längerer Überlegung an und arbeitete mit Herrn Krügel's Hilfe einen Aufsatz über die Ziele der modernen Frauenbewegung aus, den sie vorlesen wollte.

Am dem bestimmten Abend fuhr sie in einem einfachen, aber eleganten schwarzen Seidenkleide in Begleitung ihres Gatten und des Herrn Krügel zu dem Festsaal, und es fand sich eine große, aus Herren und Damen bestehende Gesellschaft zusammen. Professoren der Universität, berühmte Künstler und viele angesehene Schriftsteller und Journalisten waren unter den Herren. Am Vorstandstische saßen nur Damen.

Saquenetta fand mit ihrem Aufsatz großen Beifall, und nachdem die Präsidentin noch den Jahresbericht des Vereins verlesen hatte, ging es zum Festmahl. Saquenetta hatte den Ehrenplatz zwischen der Präsidentin und einem Professor, der sich besonders der Frauenfrage widmete und viel für den Verein gethan hatte. Herr Nestel führte am untern Ende eine Vorstandsdame zu Tisch.

Die Gesellschaft war belebt, die Unterhaltung rege. Die erste Gesundheit brachte der Professor neben Saquenetta auf das Gedeihen des Vereins aus. Dann erhob sich die Präsidentin und hielt eine Rede. Sie kam auf die Litteratur zu sprechen, beklagte die Seichtigkeit und Frivolität so vieler Schriften, ging aber dann zu dem bessern und wahrhaft segensreichen Teile der Litteratur über und erwähnte insbesondere den neuesten Roman der Dame, die heute Abend so beherzigenswerte Worte über die Frauenfrage gesprochen habe, Worte, die in aller Herzen Wiederhall fanden. Diese Dame, die berühmte Frau Saquenetta Nestel-Mantilla, verdiene den besondern Dank des Vereins, und nicht nur diesen Dank, sondern eine Auszeichnung, die sichtbar für alle Welt vom Vorstande des Vereins im Namen aller deutschen Frauen auf der Schriftstellerin Haupt gesetzt werden solle.

Nach diesen Worten ließ sie sich von einer jungen Assistentin ein Lorbeerkränzchen reichen und setzte es unter allgemeinem Beifallsrufen und Händeklatschen auf Saquenettas braunes Haar.

Da haben wir ja den Lorbeer! sagte sich Herr Nestel.

Auf der Heimfahrt war Saquenetta in der ausgelassensten Laune. Sie lachte und scherzte. Zu Hause tanzte sie mit dem Kranze auf dem Kopfe

umher und hing ihn dann an ihr Vampyrbild. Sie war wie trunken und umarmte ihren Gatten zärtlicher als seit langer Zeit.

Zwei Tage später traf Herr Nestel mit dem alten Kollegen, der für Plato, Aristoteles und Goethe schwärmte, im Café zusammen.

Warum kommen Sie nicht einmal zu uns? fragte er ihn. Meine Frau würde sich freuen, Sie an ihrem Dienstag bei sich zu sehen.

Sehr gütig, sagte der Kollege, aber Ihre Frau Gemahlin ist eine zu scharfe Konkurrentin, und ich bringe ihr offiziell Brotneid entgegen. Meine Natur ist zu offen, als daß ich einer Dame huldigen könnte, die mir, wie Antonius im Shakespeare sagt, Preis auf Preis abgewinnt. Ich habe gelesen, daß sie öffentlich mit dem Lorbeer gekrönt worden ist.

Sie scherzen.

Vielleicht. Aber die Damen scherzen nicht. Sie treiben uns armen Schriftsteller ernstlich in die Enge, und ich habe schon angefangen, häufiger als Marie Antoinette von Blumenau-Webervogel zu schreiben.

Herr Nestel seufzte.

Ja, woran es nur liegt, daß uns die Frauen den Lorbeer entreißen? sagte er. Ich denke, sie sind fleißiger und —

Verehrtester Herr Kollege, es liegt daran, daß wir eine Kunst betreiben, die eigentlich gar keine Kunst ist. Oder kann man das eine Kunst nennen, was von denen am wirksamsten ausgeübt wird, die es am wenigsten verstehen?

Ja, aber ein großes Talent gehört doch dazu, Hunderttausende von Lesern in Spannung zu setzen und zu unterhalten.

Ganz recht, es gehört ein gewisses Talent dazu, aber eine Kunst ist es nicht, denn zur Kunst gehört die Übung in anerkannten und erprobten Kunstregeln und außer dem angeborenem Talent auch die gründliche Bildung. Aber das Talent des Erzählens in Romanen und Novellen steht auf einer Stufe mit dem Talent des angenehmen Plauderers und des Rhapsoden, der dem Volke auf dem Markte und im Hofen Märchen erzählt, mit dem Talent der Ammen und Wärterinnen, die ihre Kleinen mit hübschen Geschichten artig halten und einschläfern.

So stünde die Kunst der dramatischen Dichtung doch wohl höher.

Verehrtester Herr Kollege, wir sprachen einmal von Platons Ansicht. Wer waren denn die Leute, über die Plato die Schale seiner Verachtung ausgießt? Es waren Homer und Hesiod, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Aeschylus. Was würde der alte Philosoph von unsern modernen Romanschmiedern und den Leuten sagen, die heute von der Bühne herab das Publikum zu Thränen rühren und zu wiederndem Gelächter reizen?

Ich würde die alten Dichter nicht verehren, wenn ich nicht annähme, daß auch moderne Dichter den Lorbeer verdienen könnten.

O ja, nicht deshalb, weil ein Dichter alt ist, sondern deshalb, weil er groß ist, wird er verehrt. Doch haben die Alten die Probe von Jahrtausenden bestanden. Jahrtausendlang hat man ihre Dichtungen aufbewahrt, das spricht doch für ihren Wert gegenüber denen, die nach einem Menschenalter ganz vergessen sind. Und ich denke, daß es mit den Dramen unsrer Zeit nicht anders steht, als mit den Romanen, insofern nämlich die stärkste Wirkung immer von den ungebildetsten und rohesten Dichtern erreicht wird, da diese ihrem ganzen Empfinden nach der rohen Menge am nächsten stehen und mit ihr geistig verwandt sind. Im alten Athen mögen große Dichter schon zu ihren Lebzeiten mit

erhabnen Dichtungen Lorbeer geerntet haben, weil die Strenge der antiken Weltanschauung das Bühnenspiel zu einem Kultus erhob, aber bei den modernen Völkern, wie sie jetzt geartet sind, kann von einem Kultus der Gottheit und von einer sittlichen Erziehung durch das Theater nicht die Rede sein, und so wenig wie ein geistreiches und wirklich gutes Buch bei uns Beachtung finden kann, so wenig kann ein erhabnes Drama gefallen.

Aber glauben Sie nicht, daß ein gutes Buch allgemein gefallen kann, wenn es im Dienste einer Partei geschrieben wird? Ich habe den Eindruck, daß man zu einer Partei gehören muß. Diese muß den Resonanzboden bilden für die Stimme, die gehört sein will.

Ganz gewiß. Es geht alles nach Parteien, und wenn Sie in einem bestimmten Parteiinteresse schreiben, braucht Ihr Buch nicht einmal gut zu sein, es wird auf alle Fälle von Ihren Leuten in den Himmel erhoben. Nur vergessen Sie, daß ein für eine Partei bestimmtes Buch, z. B. ein frommes für die Kirchlichen, ein freigeistiges für die Fortschrittsleute, oder eines, das die Besitzenden angreift, für die Sozialisten, niemals gut sein kann. Denn gute Bücher verlangen als Resonanzboden die allgemeine Menschheit, sie sind der Menschheit gewidmet.

Ich folge Ihren Ausführungen mit einem lachenden und einem weinenden Auge, sagte Herr Nestel.

Lieber Karl, ich will doch einmal ein Drama schreiben, sagte Saquenetta zu ihm, als er nach Hause kam. Das ist das rentabelste. Ein Drama erfordert weniger Arbeit und bringt viel mehr ein, macht auch schneller berühmt als ein Roman. Herr Krügel hat es mir auch gesagt.

Versuche es!

Ich weiß nur nicht, ob ich ein Schauspiel oder ein Lustspiel schreiben soll.

Sokrates meinte, wer ein Trauerspiel machen könnte, der könnte auch ein Lustspiel machen, die Kunst des tragischen Dichters sei dieselbe wie die des Komödiendichters.

Trauerspiel! rief Saquenetta. Sokrates! Trauerspiele sind heutzutage unmöglich. Kein Mensch geht ins Theater, wenn auf dem Zettel steht: Trauerspiel. Herr Krügel sagte mir, wenn am Schlusse jemand stürbe, so schadete das nicht, aber man mußte auf den Titel Schauspiel setzen.

Herr Krügel ist ein Kenner. Er wird wohl Recht haben.

Ein Schauspiel ist deshalb besser, weil man es peinlich und sinnlich machen kann, fuhr Saquenetta fort. Und das verlangt das Publikum heutzutage, wie Herr Krügel sagt. Aber ich glaube, ein Lustspiel ist leichter. Herr Krügel meinte, die Franzosen wären die einzigen, die gute Lustspiele machen könnten, und man sollte deshalb immer ein französisches Motiv benutzen. Du könntest mir wohl eine Anzahl französischer Stücke besorgen.

Gern, mein Schatz. Doch will ich auch norwegische Stücke besorgen, für den Fall, daß du doch noch Lust zu einem Schauspiel bekommst.

Gut. Wenn man nur wüßte, was das Publikum jetzt gerade gern hätte! Ich glaube, es ist noch schwerer, ein Stück auf die Bühne, als einen Roman in eine Zeitschrift zu bringen.

Nur Mut, Schatz! Du bist doch bis jetzt ganz ohne Schwierigkeiten durchgedrungen. Besprich es nur gründlich mit Herrn Krügel!

Herr Nestel fühlte sich nach diesen Gesprächen über die dramatische Dichtung sehr elend, er zog sich in sein Arbeitszimmer zurück und brütete. Ihm

fiel aus dem Türmerlied der Vers ein: Ihr glücklichen Augen, was habt ihr gesehen! Ja, sagte er sich, auch meine Augen könnte ich glücklich nennen. Was habe ich nicht alles gesehen! Den Dampf des Feldes, den Sonnenglanz des frühen Morgens und den Sternenhimmel. Wie schön war es, den Hufschlag und das Schnauben der Rosse zu hören, das Klirren der Säbel, das dröhnende Rollen der Batterie! Welch himmlisches Gefühl, hinauszumarschieren in die freie große Welt! Wie herrlich, wenn der Rauch aus den Geschützen über die Wiese hin wogte und am Saume des Waldes! Was habe ich nun? Erbärmliches Leben, das sich um das Tintenfaß dreht! Aber ist denn wirklich alle Dichtkunst eitel? Unmöglich! Es giebt einen Lorbeer für die Dichterstirn. Nur ist der echte überaus selten, und ich habe nicht die Kraft, ihn zu erringen. Und könnte ich ihn erringen, so würde ich ihn doch nicht sehen, denn er gebührt nur Werken, die auf die Nachwelt kommen. Ich lasse mir den Glauben nicht nehmen, daß es eine Gerechtigkeit giebt, und daß das Gute herrscht, auch auf dem Gebiete der Kunst. Nur Werke, die den Sieg der Tugend darstellen, verdienen und erwerben den Lorbeer. Freilich ist es unmöglich, daß solche Werke dem großen Publikum gefallen, denn dieses hat von der wahren Tugend keinen Begriff, deshalb versteht es die guten Werke nicht und findet sie langweilig. Aber einen kleinen Kreis von höhern Geistern erobert sich das gute Werk, und diese tragen seinen Ruhm weiter, vermachen ihn der Nachwelt, und diese bringt dem Dichter den Lorbeer. So lange er lebt, muß ihm freilich die Freude an der Arbeit selbst Lohn genug sein und ihn über den Mangel an Anerkennung trösten. Aber ist das Bewußtsein des eignen Wertes nicht überhaupt der köstlichste Lohn und weit süßer als alle Zeitungsartikel und das Klatschen der Leute? Für den großen Geist ist die Fülle der Gesichte, die ihm aus dem Innern quillt, ein so wundervolles Publikum, daß er darüber die geräuschvolle Menge vergißt, und seine Einsamkeit ist weit interessanter als das bewegte Leben der Modedichter. Aber, aber — ich gehöre nicht zu den Großen. Die sind wohl überhaupt sehr selten, und die großen Dichter kann man, selbst wenn man mit Homer anfängt, an den Fingern her zählen. Was übrigens mein alter Kollege meint, daß die antike Welt ein besseres Verständnis für die Kunst gehabt habe, will mir nicht recht einleuchten. Die Menschen bleiben doch immer dieselben. Allerdings scheinen verschiedene Zeiten verschiedene Aufgaben im großen Weltplan zu haben. Es könnte sein, daß die neueste Zeit von Gott beauftragt wäre, Naturwissenschaft und technische Hilfsmittel zu studiren und zu erfinden, und daß sie darüber der Schönheit vergäße.

Herr Nestel griff zur Feder und begann eine kleine Erzählung von einem wirklichen Dichter zu schreiben, der aus Mangel an Weltklugheit elend und verachtet zu Grunde geht. Er konnte ja schreiben, was er wollte. Seine Frau verdiente so viel Geld, daß er von seinem Tische aus nicht nach dem Honorar zu schielen brauchte.

Aber Saquenettas Benehmen wurde nach und nach unleidlich. Sie war launisch, klagte oft über ihr Befinden, weinte bald und war bald wieder ausgelassen lustig. Er schob dies auf ihre vom Dichten angegriffnen Nerven, aber eines Tages machte sie ihm ein Geständnis, das ihn mit großer Freude erfüllt haben würde, wenn sie selbst nicht dabei in der übelsten Laune gewesen wäre. Diese üble Laune nahm im Laufe der nächsten Monate immer mehr zu. Saquenetta schrieb nur wenig, schien auch ohne rechten Eifer zu

schreiben und erging sich oft in Befürchtungen, die ihren Gatten tief verstimmt.

Endlich erreichte dieser Zustand damit sein Ende, daß Saquenetta einem Kinde das Leben gab. Es war ein Knabe.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die parlamentarische Schulung. Auch Personen, die nicht den höhern Beruf in sich fühlen, der Gesetzgebung unendliches Kleid am tausenden Parlamentsversammlungen, Vereinen, Kommissionen, Ausschüssen entziehen. Und da demüthigt sie leicht die Erkenntnis ihrer Unbehilflichkeit, der Unkenntnis des Tacts und rechten Tons, den man nur in Landtagen, Stadtverordnetenversammlungen u. dergl. lernt. Zum Beispiel. Jemand stellt und begründet einen Antrag, den die Mindergebildeten für sehr zweckmäßig halten; daher nehmen sie sich in der Stille vor, dafür zu stimmen. Ein Neuling in der parlamentarischen Laufbahn denkt ebenso, weiß aber, daß es seine Pflicht ist, sich zu äußern, und sagt daher: „Meine Herren! Wenn ich zu diesem Gegenstande das Wort ergreife, so geschieht es nur, um meine Befriedigung über den Antrag des geehrten Vorredners zum Ausdruck zu bringen. Er hat die Sache so gründlich und mit so glänzender Beredsamkeit dargestellt, daß ich kaum etwas hinzuzufügen wüßte. Ich bin mit seinem Antrage voll und ganz einverstanden und empfehle Ihnen wärmstens die Annahme desselben.“ Nun kommt ein gewiegter Parlamentarier. „Meine Herren! Unser geschätzter Kollege X hat einen Antrag gestellt, den ich mir erlaube hiermit zu wiederholen (wiederholt ihn). Er hat für diesen seinen Antrag folgende Argumente angeführt (wiederholt sie). Es läßt sich nicht leugnen, daß die Frage auch von andern Seiten betrachtet werden kann. Ich will für heute nur erwähnen (folgt die Beleuchtung von verschiedenen Seiten). Sie werden zugeben, daß diese Ansichten eben so große Berechtigung, ja vielleicht größere Berechtigung haben, als die unsers verehrten Kollegen X, und es ist nicht unmöglich, daß sein Antrag sich praktisch nicht bewähren wird. Aber sollen wir deshalb seinen Antrag ablehnen? Man könnte dies allerdings befürworten, allein ich sage nein! Die Hauptsache ist, daß überhaupt etwas geschieht, geändert werden kann ja immer. Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß unsre Zeit kostbar ist. Deshalb werde ich für den Antrag stimmen.“ Herr Y: „Ich war ebenfalls entschlossen, für den Antrag meine Stimme abzugeben. Allein die von dem geehrten Vorredner erwähnten Gegengründe dürfen doch nicht unbeachtet gelassen werden. Es ist wahr, daß die Zeit drängt. Sollen wir uns jedoch nachsagen lassen, wir hätten die Sache überstürzt? Erwägen wir lieber in aller Ruhe!“ Drei weitere Redner erklären in längern Reden, daß sie ebenfalls gegen jede Übereilung seien, übrigens sich vorläufig nicht für, aber auch nicht gegen den Antrag aussprechen könnten. Drei andre nehmen entschieden die Partei des Antragstellers. Mehrere Anwesende blicken auf die Uhr und entdecken, daß die